

Illustrirtes Sonntags-Blatt



Wochenschrift
zur Unterhaltung und Belehrung.

E. Kunfort.

Das Urtheil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In den stillen Stunden, die das junge Mädchen allein verbringen mußte, dachte sie viel über sich und ihr Leben nach. Nachdem das Wetter ausgetobt hatte, war ein wundervoller Tag voll köstlich reiner Luft heraufgestiegen. Von ihrem Fenster hatte Ellen einen herrlichen Fernblick über einen Teil des Sees mit den schneebedeckten Berggipfen im Hintergrund. Ihr Herz öffnete sich weit dem Zauber der großartigen Natur. Wie klein und winzig erschien ihr ihr kleines Menschenleib angesichts dieser gigantischen

Felsen, die Jahrtausende an sich hatten vorüberziehen sehen. Und doch stand es, wenn sie die Augen schloß, riesengroß vor ihr. Mit heiligem Erschrecken gewahrte sie, wie sehr ihr doch Achim Thorsteins anregende Gesellschaft fehlte. Er war der erste Mann, der ihr nicht nur mit dem leichttänzelnden Geplauder, wie es so vielfach zwischen jungen Leuten üblich ist, genahet war. In der kurzen Zeit, seit sie sich kannten, hatte er ihr Interesse für allerlei Dinge, die ihr sonst ganz fernab gelegen hätten, zu wecken versucht.

Sie rief sich seine Erklärungen und seine oft witzigen und treffenden Bemerkungen in das Gedächtnis zurück, die er bei der Besichtigung der Lebenswürdigkeiten der Stadt gegeben hatte. Sie zeugten alle von einer viel tieferen Allgemeinbildung, als Ellen sie an den Herren ihrer näheren Bekanntschaft je kennen gelernt hatte.

Ein Klopfen an der Tür riß sie aus ihren Betrachtungen. Es war das Stubenmädchen, das ihr mit einem großen Rosenstrauß ein Buch und ein Briefchen überbrachte. Einen Augenblick zögerte sie — das Herz schlug ihr bis zum Halse und die Hände zitterten ihr, als sie den Umschlag aufriß.

Thorstein hatte eine vollkommen schlaflose Nacht hinter sich, als er am späten Vormittag endlich Familie Randow getroffen hatte. Was ihm in den stillen Stunden der Nacht schon mit ziemlicher Deutlichkeit klar geworden war, sah er durch Frau Randows Verhalten bestätigt: Sie betrachtete ihre Tochter als bloßgestellt und erwartete von ihm, daß er das seine tun würde, damit kein Schatten auf den Ruf ihrer Tochter fiele. Ein unheimlicher, ja ganz unmöglicher Gedanke, daß er, Achim Thorstein, durch

eine Vertretung von Umständen sich zwingen lassen sollte, einen Schritt zu tun, der ihm mehr als jeder andere volle Freiheit der Entschlüsse zu fordern schien. So oft er sich in den früheren Jahren ausgekostet hatte, wie es einmal sein würde, wenn er die Frauenfände, die ihm wie keine andere auf Erden zur Gefährtin taugen würde, nie wäre er auf den Gedanken gekommen, daß äußere Einflüsse bei ihm bestimmend mitwirken könnten. Er war überzeugt, bei jedem andern Mädchen würde



Deutsche Truppen beim Passieren der Eisenbahnbrücke bei Niga,

die von den Russen vor ihrem Rückzug gesprengt und von den deutschen Plonikern sofort wieder zu einer Nutzbrücke ausgebaut wurde.

Phot. Bild- und Filmamt.

de er einfach abgerissen sein und so der unheimlichen Situation ein Ende gemacht haben. Mit Ellen war das etwas ganz anderes. Seit er die Dreißig überschritten hatte, waren ihm immer mehr Zweifel aufgestiegen, ob er je das Mädchen finden würde, das der Idealgestalt, die ihm vorschwebte, entspräche. Denn zu einer der landläufigen Ehen, wie er sie in seinem

A. g. XIII.

Freundestreu kannte, sagte er nicht die mindeste Lust, und es war fest entschlossen, lieber gar nicht zu heiraten, falls er nicht die Gewähr haben sollte, daß die Erwählte seines Herzens ihm auch wirklich Kameradin werden würde.

Seit Ellen Randow in sein Leben getreten war, hatten sich Hoffnungen in ihm erregt, die er schon begraben wähnte. . . . Noch aber schien es undenkbar, ihr gegenüber davon zu reden. Soweit waren sie noch nicht miteinander. . . . Und nichts schien der klug abwägende Sinn des Mannes mehr zu verwerfen, als Uebereilung in einer so tief einschneidenden Frage.

Wenn sie ihm wenigstens die Auskunft gegeben hätte, um die er sie bat, die ihm den Schatten, der auf ihrem Leben lastete, erklärt hätte! Nicht, daß er irgendein Mißtrauen gegen Ellen gehabt hätte. Aber in seinem peinlich geordneten Dasein lag alles klar und offen vor jedermanns Augen, und für zwei Menschen, die die innigste Verbindung, die es gibt, eingehen wollten, schien jede andere Möglichkeit ausgeschlossen. Aus einem noch ungewissen Bedürfnis nach Klarheit heraus hatte er gleich in den ersten Tagen seines Luzerner Aufenthalts in einem Brief an seinen väterlichen Freund, den Justizrat Bidart in Berlin, mit dem zusammen er arbeitete, von seinem Verkehr mit Familie Randow geschrieben und angefragt, ob und was ihm von ihr bekannt sei. Die Antwort konnte jeden Augenblick eintreffen, sie konnte aber auch ebensoviele noch eine Woche ausbleiben, denn dringend hatte er die Sache keineswegs gemacht. Es war zu verdrücklich, daß inzwischen Verhältnisse eingetreten waren, die eine offene Stellungnahme von ihm forderten! Denn um keinen Preis sollte Ellen seinerwegen leiden. Wenn er sich ihr süßes Gesicht mit den traurigen Augen vergegenwärtigte, dann schlug sein Herz höher in dem Gedanken, daß es ihm nach und nach gelingen war, diese Augen zuweilen in frohem Leuchten ausstrahlen zu lassen. Um so schmerzlicher wirkte die Erinnerung an den unfreundlichen Empfang, der dem jungen Mädchen in der Nacht von seiner Mutter bereitet worden war und die tiefe Niederbeugung, die sich vorhin auf ihren Zügen spiegelte. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr empfand er die Verpflichtung, Ellen beizustehen. Endlich setzte er sich hin und schrieb das Briefchen, das das junge Mädchen jetzt mit zitternden Händen öffnete. Es lautete:

„Mein gnädiges Fräulein!

Ein Tag, der nutz- und zwecklos vor mir liegt, sagt mir deutlicher, als ich sonst vielleicht selbst geglaubt hätte, wie sehr Sie mir fehlen. Ich komme mir vor wie ein Sagenheld a. D.! Und wie ein recht trauriger dazu. Denn nicht nur habe ich meiner Dame keine einzige Unannehmlichkeit ersparen können — ich fürchte im Gegentheil, ich habe ihr noch ganz besondere bereitet. . .

Die Unruhe foltert mich so, daß es mir scheint, als könne ich sie nicht ertragen. Und ich sehe nur einen Weg, Ihnen und mir die Qual dieser Tage zu ersparen. Seit ich Sie das erste Mal sah, war es wie eine Gewissheit, daß ich eines Tages ein Bitte an Sie richten würde — müßte! Ohne Ihren Unfall wären vielleicht noch Wochen vergangen, ehe ich diese Bitte ausgesprochen hätte. Aber Sie werden verstehen, daß ich es nicht zum zweitenmal darauf ankommen lassen kann, von einem neidischen Rix verdrängt zu werden!

Wollen Sie mir also erlauben, mit Ihrem Herrn Vater zu reden? Es ist ganz selbstverständlich, daß ich aus Luzern verschwinden werde, wenn Sie „Nein“ sagen sollten. Aber ich hoffe auf eine andere Antwort! Denn was soll ein so zartes, feines Mädchen ohne Schutzgeist? Als solcher fühlt sich

Ihr ergebener Diener
Achim Thorstein.

Ellen lächelte, als sie das traure Zeug las. Aber dann, als sie den Brief sinken ließ, stieg es heiß in ihre Augen. Ganz deutlich fühlte sie den tieferen Sinn seiner Worte. Er wollte sie schützen vor der Welt, vor ihrer eigenen Mutter! In heißem Weh krampfte sich ihr Herz zusammen, während Tränen im Tränen von ihren Wimpern perlte. Durste sie so viel Großmut annehmen? Zum erstenmal seit langer Zeit fühlte sie etwas wie Ruhe über sich kommen, und eine noch zaghafte Hoffnung, daß auch für sie noch einmal alles gut werden könne. Mit einem heimlichen Glücksgefühl, das langsam in ihrer Seele wuchs, gelang sie sich, daß mit dem Gedanken an Achim Thorstein die Verankerung ihres Vaters, die er im Jörn gegen ihre Mutter herausgestoßen hatte, daß der Beste gerade gut genug für sie sei, viel zu der wundervollen Stimmung, von der sie sich tragen ließ, beitrug. Darauf, daß sie Achim eine Antwort schulde, kam sie in der halben Schwäche, die nach all der Aufregung sich bemerkbar machte, mit keinem Gedanken. Sie nahm freudig seine Rosen, die er Tag für Tag schickte, an und sie bat Gerhard, ihn zu grüßen und ihm zu danken. Eine Pein bedeuteten die wortreichen Ergüsse ihrer Mutter, aus denen sie entnehmen

konnte, daß sie sich dauernd in der gnädigen Stimmung gegen Thorstein befand. Zum Glück wurde sie jedoch anscheinend sehr von ihrer neuen Freundin, Mrs. Briesnall, in Anspruch genommen, die ihr, wie alles Englische, offenbar sehr imponierte. Es stellte sich nach kurzer Zeit heraus, daß die Verletzung des Fußes keine schwere war und schon nach einigen Tagen wurde Ellen der Aufenthalt unten auf der Veranda gestattet. Thorstein begegnete ihr, als sie von zwei Hotelangestellten, auf deren verschlungenen Händen stehend, hinuntergetragen wurde. Er empörte sich dagegen bei Gerard. Es war ihm ein unheimlicher Gedanke, daß das angebetete Mädchen in so nahe Berührung mit den einfachen Männern kommen sollte.

„Lassen Sie uns beide doch Ihre Schwester tragen“, sagte er vorwurfsvoll. „Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.“

Der Leutnant geriet ein wenig in Verlegenheit. „Es ist außerordentlich lebenswürdig von Ihnen“, sagte er, „aber ich weiß nicht, wie Mutter darüber denkt. Ich müßte sie jedenfalls vorher fragen.“

Ein rasches Wort schwebte Thorstein auf den Lippen. Er trat er von einem Fuß auf den andern. „Mein Gott“, rief er heraus, „habt Ihr denn alle gar kein Gefühl? Was ist denn das für eine Quälerei? Ich habe Ihrer Schwester geschrieben, man sind Tage vergangen, ohne daß ich ein Wort von ihr höre — Grüße, die Sie mir brachten, sind das einzige in diesen ganzen Tagen! Ich weiß nicht, daß ich mit Ihrem Herrn Vater reden — ich weiß nichts — einfach nichts. Schließlich ist man doch auch nicht von Stein!“

Gerhard stand diesem Ausbruch rathlos gegenüber. Er hatte sich im stillen gewundert, daß Thorstein so geduldig abwartete, aber er fühlte sich in keiner Weise berechtigt, sich einzumischen. Er wußte nur, daß sein Vater unter Ausbittung seiner ganzen Autorität seiner Mutter verboten hatte, Ellen gegenüber auf die Angelegenheit zurückzukommen — eine Zumutung, deren Erfüllung Frau Randow bitter schwer wurde.

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie eine Antwort erwarten?“ sagte Gerhard nach einer Pause, in der er angestrengt nachgedacht hatte. „Hätten Sie mir nur einen Ton gesagt!“

„Dürfte ich es denn? Ich weiß auch jetzt nicht, ob es richtig ist, daß ich mit Ihnen davon spreche. Wenn man sieht, wie das arme Mädchen leidet, möchte man nicht auch noch dazu beitragen —“

„Ich will mit ihr sprechen, ja? Oder wollen Sie es selbst tun?“ Gerhard faßte die Hand des Älteren, zu dem er eine warme Zuneigung fühlte, herzlich.

„Danke! Ich hoffe, ich werde Ihre Schwester einmal allein treffen, nachher, wenn das zweite Frühstück vorüber ist.“

Sie schüttelten sich die Hände in bester Einvernehmen. Gerhard prallte fast mit seiner Mutter zusammen, als er sich umwandte.

„Was wollte Herr Thorstein?“ fragte sie, sowie dieser außer Hörweite war.

Gerhard hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß er seiner Mutter den Inhalt des Gespräches vorenthalten müsse. Aber dann fiel ihm ein, daß er sie fragen wollte, wegen des Herausragens. Er berichtete also den Ausgangspunkt seiner Unterhaltung mit dem Rechtsanwalt. Gespannt hörte Frau Randow zu.

„Ja, aber das geht doch nicht! Wie denkt er sich das nur? Mir ist der Mann unverständlich! Ja, wenn er mit Ellen verlobt wäre — aber so — was sollen die Leute sagen?“

„Es liegt doch wohl nur an Ellen —“ entfuhr es dem Sohne.

„Bis jetzt hat er uns kein Sterbenswort gesagt“, erwiderte seine Mutter streng. „Noch mehr entgegenkommen kann ich ihm doch nicht —“

„Nein, Mutter. Tue es auch wirklich nicht“, bat Gerhard schnell. „Du kannst es glauben, die beiden finden sich auch ohne dein Zutun.“ Er lästete ihr die Hand und ging eilig weiter.

Frau Randow sah sich durch die letzten Worte in hohe Erregung versetzt. Gerhard schien mehr zu wissen, als er sagen wollte. Sicher hatte Thorstein sich ihm anvertraut. Nun galt es handeln, ehe es zu spät war! Glücklich ging der Gedanke durch ihren Sinn, wie wohl ihr Mann über ihr Vorhaben denken könne. Aber fragen konnte sie ihn nicht, er war zu einer Besprechung fortgegangen. Und außerdem — es gab Dinge, in die Männer sich besser nicht hineinmischten. Als Mutter mußte man wissen, was zu tun war.

Sie begab sich also zu ihrer Tochter, die in einem verhältnismäßig stillen Eßchen der Veranda auf ihrem Liegestuhl lag und sich wunderte, daß niemand zu ihr kam. Ein Schatten huschte über ihr schönes Gesicht, als ihre Mutter es war, die sich über sie beugte und einen Kuß auf ihre Stirn drückte. Sie mochte jemand anders erwartet haben. . . .

„Ellen“, begann Frau Randow ohne Umschweife, „du wirst zugeben müssen, daß ich all diese Tage jedes Gespräch vermieden habe, das dich hätte aufregen können. Nachdem du nun wieder

hier unten sein darfst, möchte ich mit dir sprechen, ehe du Herrn Thorstein wieder siehst." Ellen machte eine zuckende Bewegung, aber ihre Mutter fuhr unbeirrt fort: "Nach seinem ganzen bisherigen Verhalten ist wohl anzunehmen, daß er demnächst seine Werbung anbringen wird, und da möchte ich als Mutter dir den Rat geben, Flug zu sein."

"Was versteht du darunter, Mutter?" Ellen richtete ihre großen, klaren Augen forschend auf die elegante Frau, die unter diesem Blick errödete.

"Ich sollte meinen, das müßtest du dir selbst sagen können. Unflug würde ich es z. B. finden, wenn du, wie du es als deine Absicht andeutest, ihn abweisen würdest. Aber das ist wohl auch kaum anzunehmen?" Sie lächelte nachsichtig und fuhr leise, wie liebstösend, über die Hand ihres Kindes. Ellen zog die Brauen unmutig zusammen bei dieser Verführung und schob die Hand unter den Kopf. Frau Randow räusperte sich. "Unflug würde ich es auch nennen, wenn du aus einem übertriebenen Wahrheitsbedürfnis heraus Herrn Thorstein von der — dummen Geschichte erzählen wolltest", sagte sie, indem sie über ihre Tochter hinweg den Blick über das sonnenbeglänzte Alpenpanorama schweifen ließ.

Ellen hatte sich halb aufgerichtet. "Doch, Mutter," sagte sie heftig, "das werde ich tun und wenn du es zehnmal unflug nennst. Falls Herr Thorstein überhaupt —" Sie stockte erdönd und fuhr dann mit Anstrengung fort, "falls er mich fragen sollte — bin ich es ihm schuldig."

"Erlaube, das bist du nicht, es sei denn, daß er dich ausdrücklich danach fragen sollte, und das wird er nicht tun, wie ich ihn kenne. Aber du wirst ja nicht auf mich hören, wie du nie auf mich gehört hast und dann —"

"Was — dann? Siehst du nicht, Mutter, daß in diesem 'dann' schon liegt, daß ich es sagen muß?"

"Nein, mein Kind, das sehe ich nicht! Später — meinetwegen; aber jetzt verlange ich von dir, daß du auch einmal Rücksicht auf mich nimmst, einmal in deinem Leben! Du weißt, wie ich unter dieser schredlichen Sache gelitten habe, vielleicht gerade, weil ich mir den Vorwurf nicht ersparen konnte, sie mit herbeigeführt zu haben." Sie hatte große Tränen in den Augen, die sie mit ihrem duftenden Spitzen Taschentuch abwischte, ehe sie in laust überredendem Ton fortfuhr: "Es wäre furchtbar für mich, denken zu sollen, daß dein ganzes Leben von diesem Schatten verdunkelt werden sollte. Tu es mir zuliebe und laß es auf sich beruhen!" Liebevoll wie nur je beugte sie sich zu ihrer Tochter herab und sah ihr bittend ins Auge.

Ellen war gerührt, nicht überzeugt. Unschlüssig streichelte sie die Hand ihrer Mutter. Schritte kamen über die Terasse. Frau Randow stand auf. "Ich muß dich jetzt allein lassen, aber nicht wahr, ich habe dein Versprechen?" Langsam, wie widerstrebend senkten sich die Lider über die klaren Augen der Tochter. Frau Randow nahm es als Zustimmung. "Ich habe eine Verabredung mit Mrs. Priestman", sagte sie.

"Sichre ich die Daren?" fragte eine Männerstimme, bei deren Klang Ellen das Blut in die Wangen schoß.

Frau Randow drehte sich um. Achim Thorstein stand vor ihr, einen großen Strauß herrlicher Rosen in der Hand. Sie begrüßte ihn wortreich, dann verabschiedete sie sich. Er neigte sich über Ellens Hand, ehe er an ihrer Seite Platz nahm.

Seine sprechenden dunkeln Augen strömten eine Welt von Liebe auf sie aus, die unter seinem Blick langsam noch mehr erglühte. Er haite ihre Hand nicht losgelassen, nun führte er sie andächtig an seine Lippen.

"Ellen," sagte er, "Sie sind mir noch eine Antwort schuldig. Darf ich mit Ihrem Herrn Vater reden?"

Ihre schönen Augen füllten sich mit Tränen. Sie zögerte sekundenlang. Einen Augenblick war sie ganz matt, und es wurde ihr schwarz vor den Augen. Aber dann fiel ihr das Wort ihres Vaters ein: "Für dich ist der Beste nur gerade gut genug." Sie schlug die großen hellen Sterne voll zu ihm auf. Ein gespannter Ausdruck war in seine ernsten durchdringenden Augen getreten, die sie anblickten, als wolle er ihr bis auf den Grund der Seele bringen. Sie errödete flammend unter seinem Blick.

"Sie sollen mir kein Opfer bringen", sagte sie endlich. "Ich weiß und fühle es, daß Sie mich nur vor Mißverständnissen schützen wollen. Es ist sehr edel von Ihnen, und ich danke Ihnen tausendmal dafür, aber ich möchte kein Opfer."

Er lachte. Dann zog er sich einen Stuhl zu ihr heran und sagte ernst: "Ich habe Ihnen geschrieben, genau wie es sich verhält. Sie wären früher oder später ganz sicher einer Stunde wie der jetzigen nicht entgangen. Es kann sehr leicht sein, daß Sie erst viel später gekommen wäre, ohne Ihren Unfall, das gebe ich zu. Ich gehe noch weiter, wenn Sie das verabsichtigt: Es schien mir selbst noch reichlich früh. Aber die Hauptsache ist, daß wir uns über die Sache selbst einig sind. Ich werde Sie nicht drängen."

Sie sollen Zeit haben, mich kennen zu lernen. Wenn Sie nicht wollen, braucht unsere Verlobung nicht veröffentlicht zu werden, ehe wir in Berlin sind oder noch später. Sie werden sehen, daß ich sehr fähig und verständnisvoll sein kann."

"Das habe ich schon erfahren", erwiderte sie gerührt. "Und wollen trotzdem die Gelegenheit, eine solche Perle von einem Mann zu bekommen, ungenutzt an sich vorbeiziehen lassen?" versuchte er zu scherzen.

Ein wehmütiger Glanz trat in ihre schöne Augen. "Ist es so schwer?" fragte er weich. (Fortsetzung folgt.)

Wie das Christophle als deutscher Barbar seinen Sonderfrieden mit den Franzosen schloß.

Eine Kriegserinnerung von Max Treu. (Nachdruck verb.)

Das Christophle! Im ganzen Regiment wurde der breitbrüstige, hochgewachsene Landwehrmann so genannt, denn seine schwäbische Heimat verleugnete der Wadere nicht. Zwar seit langen Jahren schon hatte er seine schönen heimatischen Berge mit ihren alten Burgen, ihren Nebenpflanzungen, ihren traulichen Wäldern verlassen, war in jungen Jahren auf einen norddeutschen Bauernhof gekommen in jener schönen, fruchtbaren, in so manchen Zügen an die schwäbische Landschaft erinnernden Gegend, wo die Berge des Thüringer Waldes sich zur reichbewauten Ebene herabsenkten und wo die Sage aus alter deutscher Kaiserzeit einen verklärenden Schimmer über das Land wirft.

Hier hatte das Christophle sein Heim gefunden. Ein stattlicher, froher Bauernburche, dessen liebreicher Mund den norddeutschen die schönen Volkslieder Schwabens süßlich oder wehmütig vorzusingen verstand, hatte er mit diesen Liebern, mit seiner Treue, seiner unermüdblichen Arbeitslust das Herz des thüringischen Bauern gewonnen, so daß ihn dieser bald wie einen Sohn hielt. Denn ein Sohn fehlte diesem Hause, nur eine Tochter und Erbin war vorhanden, und deren junges Herz hatte das Christophle sich bald so unwiderstehlich erobert, daß eines schönen Sonntags in der alten, eisenkranken Dorfkirche der Ortsgeistliche die Hände der beiden ineinanderlegte.

Und das sollte niemand zu bereuen haben. Das Christophle wurde der liebevollste, beste Schwiegersohn, immer bereit, den Schwiegereltern in allen großen und kleinen Nöten der Zeit und des Tages beizustehen und ihnen ihren Lebensabend sonnig und heiter zu gestalten. Seinem Weibe aber wurde er der hingebendste, treueste Ehemann, und da auch sein Weib ihn ebenso liebte wie er sie, so war es eine Ehe, die einen guten Klang gab.

Und doch nagte ein stiller Kummer am Herzen des Christophle. Die Ehe blieb kinderlos, und so sehr das Christophle, der ein großer, warmerherziger Kinderfreund war, sich ein eigenes Kind oder auch ein paar ins Haus wünschte — der Wunsch blieb ihm versagt.

"Man möchte halt sonst gar zu glücklich werden!" meinte das Christophle dann wohl und drückte seiner Frau warm die Hand.

Die Jahre kamen und gingen — das Haus des Christophle blieb leer von Kindern, und allmählich begannen die beiden sich in ihr Geschick als ein unabänderliches zu fügen und lernten in tapferer Entsagung zu entbehren, was ihnen nun einmal nicht beschieden sein sollte. — Aber ganz, ganz tief im Herzen lebte doch der stille Kummer fort, und je älter das Christophle wurde, um so mehr und tiefer empfand er, wie sehr seinem Hause Kinderjubiläum und Kinderlachen fehlten.

Da kam der Krieg. Christophle wurde als Landwehrmann eingezogen, kam zu unserer Kompanie und rückte, wie wir alle, singend und jubelnd über die Grenze. Und wie er ein musterhafter Ehemann und Schwiegersohn gewesen war, so war er nun ein musterhafter Soldat. Er war eben ein Mensch aus einem Gusse, der das, was er war, auch ganz sein wollte, der das, was er tat, niemals halb zu tun entschlossen war. Und wie er sich daheim die Herzen des ganzen Dorfes gewonnen hatte, so gewann er sich jetzt im Fluge die Herzen der Kompanie, und selbst im Regiment kannte und liebte fast jeder den prächtigen, treuen Mann.

Manchmal, wenn die Abendstille der Augusttage 1914 sich über das Feldlager senkte, dann erzählte wohl der Christophle von daheim, von seinem Weibe, seinem hübschen Gut, seinem bescheidenen aber wachenden Wohlstand, und man hörte ihm das Behagen an, mit dem ihn all sein friedlicher Besitz erfüllte. Aber wenn die Rede auf Kinder kam, dann wurde das Christophle wehmütig, und mit einem seltsamen Gefühl, gemischt aus Mitleid und leisem Reiz, hörte er zu, wenn die Kameraden die unbesonnenen, herzlichen Briefe vorlasen, welche ihnen ihre Kinder ins Feld gelaßt hatten.

Natürlich war dann das Christophle auch ein richtiger deutscher Barbar. Ein miserabler Kerl! Mit den Kindern seiner belgischen und französischen Quartierwirte scherzte, spielte und lachte er,

schmückte ihnen mit kunstgeübter Hand das wundervollste Spielzeug, Drachen, Boote, Pferde, ja ganze Menagerien, und theilte mit ihnen sein letztes Stüd Brot, und den Inhalt jedes Feldpostpakets von daheim schüttelte er ihnen bis auf den letzten Rest in die bereitgehaltenen Schürzen und Hände. Mit den Gesunden lachte er, die Traurigen tröstete er, die Kranken pflegte er, und ihnen allen erzählte er im seltsamsten Deutsch Märchen und Geschichten. Ob die Kinder ihn verstanden, das kümmerte ihn

das Herz des alternden Mannes eine echte und rechte, tiefe und warme Vaterliebe. Das war nun aber auch kein Wunder! Etwas Reizenderes und Anmutigeres als diese kleine Marion habe ich kaum jemals in meinem Leben gesehen. Ein völlig deutscher Typus war das Kind; eine Fülle goldblonder Locken umrahmte das feinste, zarteste Kindergeßicht, aus dem zwei große, lichtblaue Augen lachend und leuchtend in die Welt hinausblickten. Ein eigener Zauber, ein unennbares Etwas, wie es oft über schönen Kindern sich weht, umfloss die ganze, elfenhafte Gestalt, jede Bewegung war von vollendeter Anmut, die sich selbst beim ausgelassensten Toben nicht verlor. Natürlich wurde Christophles Liebling auch bald der Liebling der ganzen Kompanie, und vom härtigen Hauptmann an bis zum Milchgeßicht des jüngsten Fahnenjüngers bestrebte sich jeder, dem Kinde Liebes und Gutes zu erweisen.

Vor allem natürlich das Christophle. Er wurde nicht müde, immer neue Freuden für die Kleine auszubenten; Liebe macht ja erfinderisch, und so erfand der warmherzige Mann ein kleines Glück nach dem andern für sein Sonnenscheinchen. War es ein Wunder, wenn das Herz des Kindes bald so fest an ihm hing, als wäre es sein lieblicher Vater?

Mit stiller Wehmuth nun gedachte er des Tages, an dem es Abschied nehmen heißen würde. Ihm war, als sei das ja gar nicht möglich, als könne er sein Sonnenscheinchen überhaupt nicht mehr verlassen, und ich glaube, am liebsten hätte er es, wenn einmal die Stunde des Abmarsches gekommen, in den Rucksack verpackt und aus der Heimat hinausgeschmuggelt.

Und das um so mehr, als diese Heimat seit einigen Tagen anfang, ein recht ungemüthlicher Aufenthalt zu werden, den zu räumen jede Stunde der Befehl kommen konnte.

Aber es kam anders. Um deswillen nämlich wurde der Aufenthalt in dem Dorfe so ungemüthlich, weil die Franzosen anfangen, den Ort unter schwerer Artilleriefener zu nehmen. Sie hatten sich bald vortrefflich eingeschossen, Gebäude um Gebäude wurde zerstört, und die Stunde war voranzusehen, wo der ganze, so blühende Ort nur noch eine Trümmerstätte sein mußte.

Es kam der Befehl, daß die Einwohner das Dorf verlassen sollten, und damit wäre auch für das Christophle die Trennungsstunde von seinem kleinen Liebling gekommen gewesen. Aber, wie gesagt, es kam anders. Er edel und Tod hielten ihren Einzug.

Die Großeltern Marions waren nicht zu bewegen, den Ort zu verlassen. Alles freundliche und barmherzige Zureden half nichts; die beiden Alten blieben starrköpfig, rührten sich nicht von der Stelle und sahen mit stumpfer Ergebung den Dingen, die da kommen würden, entgegen.

„Malheur pour nous, pour vous, pour tous!“ (Unglück für uns, für euch, für alle!) Das war alles, was sie sagten. Und ihr stiller Widerstand blieb so hartnäckig, daß man schließlich die



nicht weiter; wenn sie nur lachten und ihre Augen bligten, so war das Christophle zufrieden.

Nun geschah es, daß unsere Kompanie mehrere Wochen lang in einem nordfranzösischen Dorfe Quartier nahm, in welchem das Christophle bei einem alten Ehepaar untergebracht wurde. Und hier fand er ein einziges Kind im Hause, die Enkelin der Alten, die etwa sechsjährige kleine Marion, deren Eltern schon vor Jahren gestorben waren. — Und zu diesem Kinde sagte

Das Christophle, das Kind, das die Eltern schon vor Jahren gestorben waren.



Ehrendenkmünze, die vom preussischen Kriegsministerium an solche Schweizer Persönlichkeiten verliehen wird, die sich um die in der Schweiz internierten Deutschen besonders verdient gemacht haben. Die von der Hofkunstsprüganstalt H. & W. Meyer in Pforzheim geschaffene Denkmünze ist in Silber in einer Größe von 6 cm ausgeführt.

beiden Starrköpfe lassen mußte, wo sie waren. Und natürlich | das Kind auf

So blieben sie denn inmitten der Hölle, die sich da für uns alle erschlossen hatte. Wie ein Schutzengel wal-



Kapitänleutnant Marshall.
(Mit Text.)

germalmenden Schritten über die stille Schwelle.

Das Christophle wurde zum Helden. Eines Tages kochte man in der Küche Kaffee, die beiden Alten hockten an ihrem gewohnten Platz, Marion spielte mit einer neuen Puppe, die ihr der Christophle soeben geschenkt hatte, und er selbst kauerte vor dem Ofen, um die erlöschende Herdflamme anzublasen.

Da ging ein Knattern durch die Luft. Ein furchtbarer Schlag folgte, Splitter und Mörtel flog umher, Mauersteine prasselten nieder, ein dicker, schwelender Dampf füllte die Küche.

„Gott sei uns gnädig!“ flammelte der Christophle.

Und als der Dampf sich verzogen, sah man da, wo die beiden Alten gekauert hatten, ein Bild grauenvoller Verwüstung. Dede und Fußboden waren durchgeschlagen, Stein und Kalk lagen in dichten Haufen

lete jetzt der Christophle im Hause. Einen granatensicheren Unterstand baute er, aber auch da hinein gingen die Alten nur während der Nacht; am Tage haupften sie nach wie vor in der Ofenecke der Küche. Fast schien es, als ob sie ihr Leben absichtlich aufs Spiel setzten.

So kam, was vorauszu sehen war. Das Unheil schritt mit



Englische Infanteristen mit den neuen Stahlpanzern, die jetzt in den vordersten Stellungen getragen werden.

war. Als er wieder zu sich kam, lag er im Lazarett — ein armer

umher, und mitten in diesem Chaos ruhten blutig und verstümmelt die beiden Großeltern. Sie hatten ihre Starrköpfigkeit mit dem Leben bezahlt.

Ein gellender Schrei Marions.

„Du darfst nicht sterben!“ schrie der Christophle und hob das Kind auf starken Armen empor, um es hinauszutragen.

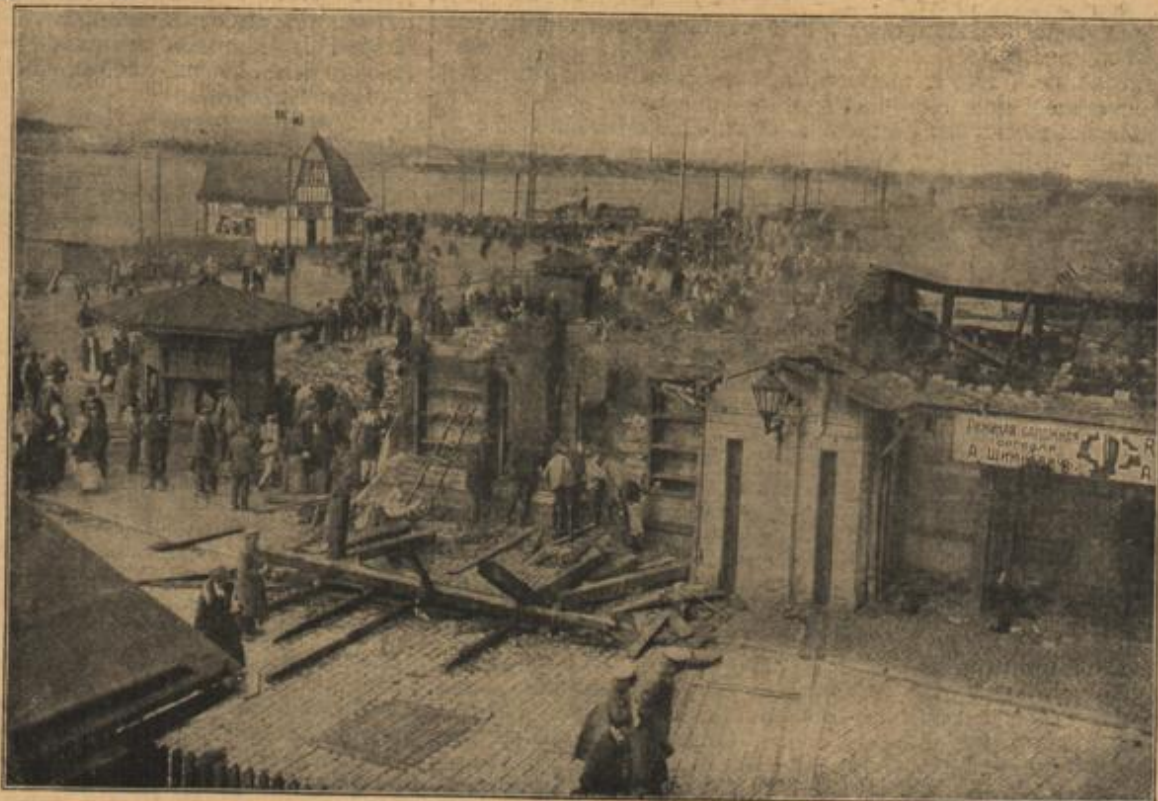
Aber das Schicksal war doch rascher. Wiederum ein furchtbarer Schlag. Das ganze Haus wankte. Im Nu warf der Christoph



Generalleutnant von Alten,
der deutsche Gouverneur von Aiga. — Phot. Alex. Köhler.

die Erde, im nächsten Augenblick lag er selbst mit seinem breiten und mächtigen Körper schützend und schirmend über dem zarten Körper des Kindes.

„Gott stehe uns bei!“ stöhnte der Christophle in seiner Herzensangst. Dann fühlte er irgendwo am Körper einen heißen Schmerz, und ihm schwanden die Sinne. —



In der eroberten Stadt Aiga: Von den Russen vor ihrem Rückzug in Brand gesteckte Handelsstätten an der Düna. Phot. Bild- und Filmamt.

Krappel, dem ein Bein abgerissen worden war. Aber was kümmerte ihn das, als er die Augen aufschlug und sein Blick in das sonnige Blauauge Mariens fiel?

„Du lebst!“ schrie der Mann außer sich vor Freude.

Und nun neigte sich das zarte Kindergeßicht hin über ihn und verhiemt lispelten zwei rote Kinderlippen: „Mon père! Mon bon père!“ (Mein Vater! Mein guter Vater!)

Da zog er das Kind in überwältigendem Gefühl an sich und küßte glücklich lächelnd, in heiliger Vaterscheu, ihre roten Lippen.

Marien war unverfehrt.

Wenige Tage danach schrieb der Christophle einen großen Brief an seine Frau. Ich weiß nicht, was drin stand. Aber als die Antwort kam, las er sie mir glückstrahlend vor. Seine Frau teilte ihm mit, daß sie gegen die Adoption der kleinen Marien nicht nur keine Einwendungen habe, sondern sich von Herzen freuen würde, wenn die Kleine ihr ein liebes Töchterchen werden würde. Der Christophle sei ja nun doch Invalide, und da könne er ja nun in Zukunft seine Vaterpflichten getreulich erfüllen.

„Habe ich nicht recht?“ fragte er mich. „Und habe ich mir nicht ein Recht auf das Kind erworben?“

Ich drückte wortlos die Hand des Braven. Wer hat ein besseres, heiligeres Recht auf einen Menschen, als der, der ihm mit Einsetzung des eigenen das Leben gerettet hat? Und wo wäre solchem Recht in heiligerer, unantastbarer Form jemals ein berechteter Ausdruck gegeben, als in jenem Augenblick, da das Kind in Freude und Schmerz ihrem Gefühl Lust machte mit dem ergreifenden Ruf: „Mon père! Mon père!“

Hier hatte die Natur, die immer wahr ist, keine Verstellung kennt, ihren Willen kundgegeben, ihre ausdrucksvollste Sprache geredet.

Die Behörden, weder die französischen, noch die deutschen, hatten etwas gegen die Adoption einzuwenden. Und so geschah es, daß der Herzenswunsch des Christophle, ein Kind zu besitzen, ihm doch noch erfüllt wurde. Zwar den linken Fuß hatte es gekostet — aber was machte das dem starkerzigen Mann, als er, das Herz voll Sagen und Jubeln, mit seinem teuer erlöpften Liebling heimwärts fuhr?

In der Heimat aber schloß der Christophle seinen Sonderfrieden mit den Franzmännern. Und das ist der seltsame Schluß dieser seltsamen wahren Geschichte. Der Christophle nämlich wollte es nicht leiden, wenn in Gegenwart des Kindes, wie es wohl zu geschehen pflegte, von seinen Bekannten aus dem Dorfe über die Franzosen geschimpft wurde.

„Gebt Ruhe!“ sagte er. „Man soll nicht schimpfen über ein ganzes Volk in Gegenwart eines Angehörigen dieses Volkes. Und die Kleine ist ja nun doch mal Französin, wenn sie auch eine gute Deutsche werden wird und in Zukunft nicht mehr Marien, sondern Marie heißen wird! Ich will Frieden haben mit den Franzmännern!“

So sagte der Christophle, und er hielt getreulich seinen Frieden inne.

„Was die Barbaren versprechen, das halten sie auch!“ lachte er dann wohl und schloß das Kind in seine Arme.

So hatte denn der Christophle seinen Sonderfrieden mit den Franzosen geschlossen — und der Preis war ein Kind, die schönste Eroberung, die der Christophle dem Feinde abgenommen hatte.

Salz im Haushalt.

Von Ida Wegner. (Nachdruck verboten.)

Der menschliche Körper hat zu seinem Aufbau und seinen Stoffwechselfunktionen viel Salz nötig und gibt in seinen Ausscheidungen auch wieder viel von sich ab. Die natürlichen Salze, die dem Körper am zuträglichsten sind und die sich in den animalischen und vegetabilischen Nahrungsmitteln befinden, genügen dem Bedarf des menschlichen Organismus nicht, daher wird den Speisen das Kochsalz zugesetzt, das über die ganze Welt verbreitet ist. Das Vieh bedarf ebenso wie der Mensch des Salzes, da die ihm zugeführte Nahrung zu wenig davon enthält.

Durch seine konservierende Fähigkeit ist das Salz in der Küche besonders nützlich. Da es aber auch Flüssigkeiten aufsaugt und sich in ihnen löst, so muß bei seiner Verwendung in der Küche mit dieser Eigenschaft gerechnet werden. So darf Fleisch oder Fisch nur kurz vor dem Zubereiten gesalzen werden, geschieht es lange vorher, so zieht das Salz, indem es sich löst, Fleischsäfte an sich, und das Fleisch wird trocken. Aus diesem Grunde geben viele dem Pöseln mit fertig gekochter Lase, also bereits gelöstem Salz, den Vorzug, und aus diesem Grunde wird vielfach das Pöselfleisch nicht und fest gepackt, Salz dazwischen gestreut und die Fässer fest verschlossen, damit das Salz in das Fleisch eindringen, der Fleischsaft aber nicht austreten kann. Es ist dies die Trockenpöselung. Das Fleisch ist milde gesalzen, hat gar keine

Lase und verdirbt nicht, obgleich die Fässer längere Zeit beim Verkauf offen stehen.

Da das Salz sehr billig ist, so sollte eigentlich nur das feinstg für die Küche verwandt werden, nie minderwertiges oder grobes, das nicht weiß, sondern glasartig aussieht. Es hat die unangenehme Eigenschaft, Feuchtigkeit anzuziehen und sich dann in Klumpen zusammenzuballen. Salz darf nur in Porzellan-, Steingut- oder festen Holzgefäßen aufbewahrt werden. Löffelware, die nicht hart gebrannt ist, wird vom Salz angegriffen. Ebenso darf es nicht in Metall aufbewahrt werden, da es mit diesem eine Oxydation eingeht und Grünspan bildet.

Mannigfaltig ist die Verwendung außer der Speisenzubereitung im Haushalt; gleich der Zitrone weiß die tüchtige, erfahrene Hausfrau es überall nützlich anzuwenden. Mit Salzsole getränktes Holz verhindert das Auftreten des Hauschwammes.

Kochsalz in lauwarmem Wasser aufgelöst ist ein wirksames Gurgelmittel bei Hals- und Kehlschmerzen und härtet außerdem noch wirksam die Schleimhäute ab und macht sie weniger empfindlich gegen erkältende Einflüsse.

Eine Kochsalzlösung — 120 Gramm in einem Liter reinen Wassers — ermöglicht es, Eier auf ihre Frische zu prüfen. Sinkt ein Ei in der Lösung unter, dann ist es frisch, sinkt es aber nur halb unter, so ist es ein bis zwei Tage alt. Nach drei Tagen schwimmt es schon oben auf.

Ferner ist Salz ein vorzügliches Reinigungsmittel für Waschgesehirre und Badewannen, bei denen sich der Wasserrand fest und zäh ansetzt. Eine Prise Salz auf ein Löffchen genommen und mit ihm das betreffende Gefäß ausgerieben, reinigt es spielend leicht von Schmutzrändern.

Fügt man Salz einem Kalkbrei bei, so wird er zementartig hart und ist dadurch von einer viel größeren Haltbarkeit.

Streut man Salz um den Docht eines brennenden Lichtes, so verhindert man erstens den Geruch, und zweitens wirkt es äußerst sparsam, weil es das Niederbrennen des Lichtes verlangsamt.

Alte Spargelbeete und alte Obstbäume tragen, wenn sie im Frühjahr eine reiche Gabe Kochsalz empfangen, wieder üppiger denn in jungen Jahren.

Etwas läßt sich schneller zu Schnee schlagen, wenn man ihm eine Prise Salz hinzufügt.

Löst man Salz in Spiritus oder Salmiakgeist auf, dann kann man mit dieser Flüssigkeit alle Fettflecke aus Stoffen, sogar aus den empfindlichsten Seidenstoffen entfernen.

Hat man das Unlück gehabt, Tinte zu verschütten, und wirkt schnell eine Handvoll Salz auf die Flüssigkeit, so zieht sie in jenes ein und verurteilt dann keine oder doch nur geringe Flecke auf Tede oder Teppich, wohin man das Unglück hatte, sie zu gießen.

Erhielte irdene oder gläserne Gefäße, die man schnell abtühlen will, darf man nur in Salzwasser legen, man erreicht dann schnell seinen Zweck. — Hat man Rotwein auf ein Tisch Tuch oder gar auf ein kostbares Kleid gegossen, so schüttet man auf diesen Fleck gleich Salz, und man verhindert seine weitere Verbreitung und schwächt seine Wirkung bedeutend ab.

Zum Putzen sämtlicher Kupfer- und Messingfachen eignet sich Salz, in Essig aufgelöst, vorzüglich, denn es entfernt mit fabelhafter Geschwindigkeit nicht nur alle Flecken und allen Schmutz, sondern erzeugt auch einen tiefdunklen Glanz, wenn die Gegenstände mit einem trockenen Tuche nachgerieben werden.

Eine kleine Prise Salz dem Tee, Kaffee und Kakao hinzugesetzt, erhöht deren Wohlgeschmack nicht unbedeutend.

Will man schwarze Tuchstoffe gefahrlos waschen, damit sie die Farbe nicht einbüßen, auch nicht einlaufen, dann füge man dem Waschwasser etwas Salz hinzu, und jegliche Gefahr ist beseitigt.

Streut man etwas Salz auf den Boden einer Pfanne, so verhindert man das Überhitzen des Fettes beim Ausbacken.

Jegliche süße Speise und feiner Kuchen gewinnt, wenn man der Masse oder dem Teige eine kleine Prise Salz hinzufügt.

Beschmutzte Korb- und Strohwaren, auch Rohrgestriche werden durch ein Abbürsten mit Salz tadellos neu und machen der geordneten Hausfrau wieder neue Freude.

Milch, die nicht nach jedermanns Geschmack ist, und die doch viele Menschen oftmals längere Zeit aus Gesundheitsrücksichten trinken müssen, gewinnt an Wohlgeschmack, wenn ihr eine kleine Prise Salz zugesetzt wird.

Bei Stochschnupfen gibt es kein besseres und einfacheres Mittel, als lauwarmes Salzwasser alle zwei Stunden durch die Nase hochzuziehen.

Teppiche behalten ihre leuchtenden Farben, wenn man sie vor dem Abbürsten mit gepulvertem Salz bestreut und nach vollendeter Reinigung mit einem feuchten, aber sauberen Tuche abwischt.

Maronen (echte Kastanien) gewinnen ungemein an Wohlgeschmack, wenn man sie — anstatt nach der am meisten gebräuchlichen Methode in Wasser gar zu kochen — trocken in einer

Salzschicht unter häufigem Schütteln des Kochtopfes röstet, bis die Schale ausbricht.

Ist das Herdfeuer in Gefahr zu verlöschen, so kann man es leicht neu beleben, wenn man etwas Salz auf die Glut wirft.

Löst man Salz in Zitronensaft und bestreicht mit dieser Mischung alte Kopf- und Tintenflecke und setzt sie dann den Sonnenstrahlen aus, dann werden sie bei öfterer Wiederholung bald verschwinden. Um zu verhüten, daß Kuchen im Bad- oder Bratofen verbrennt, schüttet man mit gutem Erfolg etwas Salz unter die Form. Salz und Essig sind vorzügliche Mittel, Karaffen und Weinflaschen zu reinigen.

Salzbrei, auf Bienen- und Wespenstiche gebracht, verhindert ein Ausreten der Geschwulst und vermindert sofort den Schmerz.

Will man aus einem Zimmer oder einem Schrank den lästigen Olsarbengeruch vertreiben, so braucht man nur eine flache Schale mit Salz aufzustellen, das in kurzer Zeit den lästigen Geruch angezogen hat. Natürlich ist dieses Salz dann für menschliche Ernährungs-zwecke nicht mehr zu gebrauchen. Salz in das Fußwasser für Fenster- und Spiegelscheiben getan, erleichtert die Reinigung und gibt den Scheiben einen erhöhten Glanz.

Schüttet man im Winter Salz in das Spülwasser, so verhütet man das Gefrieren der zum Trocknen aufgehängten Wäsche.

Der Salzverbrauch der Menschheit ist ein bedeutender; man rechnet pro Kopf und Jahr 15 1/2 Pfund.

Wie die alten Kulturvölker Fruchtconserven herstellten.

(Nachdruck verboten.)

Das Konservieren der Früchte ist durch- aus keine Erfindung der Neu- zeit, sondern wurde schon von den alten Griechen und Römern ausgeübt, wenn auch freilich ihr Verfahren von dem unse- rer Zeit gewaltig absteht. Aus den Werken alter lateinischer Schriftsteller kann man sich leicht über die Kon- servierungskunst der Alten unterrichten, sie enthalten oft ganz genaue Rezepte und es dürfte für manchen Leser von Interesse sein, solche kennen zu lernen. Was uns moderne Menschen daran befremdet, ist die Unmasse von scharfen Gewürzen, die man im alten Rom den Fruchtconserven zusetzte, was sie nach unserem Geschmacke als kaum genießbar erscheinen läßt.

Da man den Zucker noch nicht kannte, so bediente man sich zum Einlegen der Früchte des Honigs, und es spielten zum Beispiel die Honigäpfel (melimela) auf den Tafeln der römischen Großen eine gewichtige Rolle. Die Kochschlaven wetteiferten miteinander, um immer neue pikante Sosen, in denen diese Äpfel geschmort wurden, zu erfinden. Man dämpfte sie entweder in süßem, dunklen Wein mit vielen Gewürzen oder auch in einer Quitten- sose ganz bis ein. Beide Sosen wurden mit Honig gesüßt und man brachte diese Honigäpfel meist darin zu Tisch, oft aber auch ohne Sose in übertrudnetem Zustande, so daß sie ähnlich wie unsere kandierten Früchte erschienen.

Sehr beliebt waren mit Safran gefüllte Früchte, für die wir wohl kaum noch etwas übrig haben würden. Sodann liebte man es sehr, die großen Früchte mit kleineren zu füllen und diese nun wieder in dem Saft einer dritten Frucht einzulochen.

Kochschlaven, die diese Einlegekunst gut verstanden, schätzte man sehr und bezahlte sie auch fürstlich. Man freute sich schon auf die Überraschung, die die Füllung solcher Früchte bieten würde und ging Wetten ein über die Art des Fruchtstoffes, in dem sie gedünstet wurden. Je schwieri er man dies erraten konnte, desto höher wurde die Kunst des Kochschlaven geschätzt und um so größer war der Stolz des Gastgebers.

Die republikanischen Römer ließen die in Honig geschmorten Früchte in Stein- oder Tonkrüge einlegen, die mit Schweins- blase verbunden wurden, was schon an unsere Art der Konser- vierung erinnert. Doch auch Rindsdärme füllte man mit solchen Früchten, und sie sollen sie gut konserviert haben.

Auch die Marmeladen kannte und schätzte man bereits im alten Rom, doch bereitete man sie auf etwas sonderbare Weise zu. Entkeimte Pflaumen und Pfirsiche wurden gedörrt und dann mit ihren Kernen, Maronen, Nüssen und Getreidekörnern scharf ge- röstet, so ähnlich, wie wir es mit den Kaffeebohnen tun. Die ge- rösteten Früchte usw. wurden nun fein gemahlen und zu einem Brei verflocht, der dann schichtweise zwischen Mehlteig gelegt und zu flachen Kuchen oder Broten verbacken wurde. Dieses an das noch heute beliebte Hugelbrot in Österreich und Bayern

erinnernde Gebäck wurde zum Frühstück genossen. Bei den Grie- chen waren ähnliche Obsttuden beliebt. Sie kochten aber die Marmelade so dick ein, daß sie sich zu kleinen Rollen und Kugeln formen ließ, die getrocknet sich jahrelang au bewahren ließen.

Die armen Leute, für die Früchte unerschwinglich waren, behelfen sich mit Kürbissen, aus denen sie ähnliche Gebilde her- zustellen vermochten. Zu Festtage setzten sie der Kürbismasse noch Feigen und Gerste bei.

Bei den Symposien der alten Griechen und als Nachschich bei Festmählern wurden mit Vorliebe ägyptische und syrische Datteln, mit zerstampften Rosenblättern gewürzt, gereicht, ebenso Feigen aus Attika und Rhodos, die in schwem griechischen Wein gedünstet und mit aromatischen Essenzen parfümiert wurden. Auch legte man in Griechenland Weinbeeren in Honig ein und trocknete sie ab und verwendete dann beides zum Füllen von Gefäßen und anderen Braten.

Begierbild.



Wo ist der Herrnet?

Die erste Gattin des Perikles, Tele- sippa, soll diese Weinbeerenfülle erfunden haben. Sie pflegte damit Pfauen, die auf der griechischen Tafel sehr geschätzt wurden, zu füttern und dadurch auch sehr schmackhaft zu bereiten. Diese Telesippe muß nach den Aufzeichnungen ihres ge- strengen Gemahls überhaupt ein großes Kochgenie gewesen sein. Er rühmt be- sonders eine von ihr erfundene Oliven- konserve, die von den Helleninnen eifrig nachgeahmt wurde und die der Erfinderin viel Ruhm eintrug. Sie kochte hierfür zarte Nusskerne in Honig weich und ver- mischte sie mit in Wein gedämpften Oliven. Die Mischung köpfte sie dann in Schläuche, die luftdicht verschlossen wurden. Diese Olivenkonserve soll sich jahrelang gehalten haben, und da der Olivenlegen in Grie- chenland sehr reich zu sein pflegte, war man über diese Art, die sonst nicht sehr haltbar aufzubewahrende Frucht zu konser- vieren, begreiflicherweise sehr entzückt.

Bei den alten Ägyptern wurden die Früchte in derselben Weise eingelegt, und es ist nie entschieden worden, ob diese die Konservierungskunst von den Griechen und Römern, oder um- gekehrt diese von den Ägyptern erlernten. In Ägypten pflegte man auch die fleischigen Samenkörner der Potosblume, die als Volksnahrungsmittel noch heute eine gewichtige Rolle spielen, zu konservieren, was teils durch Abtrocknen und Rösten, teils durch Einkochen in Honig geschah.

Interessant ist es zu erfahren, daß die alten Perser schon den Rhabarber als Kompott kannten und ihn in Honig kochten und mit Honig einlegten, eine Kochvorschrift, die von den heutigen Hausfrauen nachzuahmen vielleicht nicht ohne Erfolg wäre, da der Honig die Säure und Schärfe des Rhabarberstafes ent- schieden besser binden würde, wie der Zucker. Ein Versuch wäre immerhin zu empfehlen.

Aus vorstehendem ersieht man, daß die Hausfrauen der alten Kulturvölker auch schon bestrebt waren, ihre Speisekammer für die obstarbe Zeit mit Konserven zu versehen und daß sie, auch ohne einen Einkochapparat zu besitzen, diese Aufgabe zu lösen verstanden haben.

M. Mittag.

Allerseelen.



Ist Allerseelen! Meine Augen klagen
Hinaus in meines Gartens tote Pracht,
Die Tropfen rinnen und die Rosen sagen
Mit lechtem sahltem Lächeln: Gute Nacht.
In Rebelschleim steht gebeugt die Weide
Mit feuchten Ästen trüb und tränenichwer,
Am Föhrenbaum weht graue Spinnenselbe
Im Abendhauch flatternd hin und her.
Im blauen Akerbeete hängt ein Falter
Voll Sonnensehnsucht und so Kerbensang ...
Da streift der Wind das Flügelpaar mit kalter
Und harter Hand den braunen Rain entlang.
Was ist vom holden Sommerglück geblieben?
Ein Blätterregen raschelt in den Staub,
Ein Faltertraum, ein kurzes, heißes Lieben ...
Gebrochne Schwingen und verwehtes Laub ...

's ist Allerseelen! Meine Augen klagen
Hinaus in meines Gartens tote Pracht,
Die Tränen rinnen und die Lippen sagen
Mit müdem, wehen Lächeln: Gute Nacht!

Johanna W. Lankau

Auf einsamer Heide. Seit etwa zwei Jahrzehnten erst hat unsere Malerei die Schönheit der Heide entdeckt, seitdem der jugendliche Maler Fritz Madensen, der jetzt als Lehrer an der Kunstschule in Weimar wirkt, mit seinen Freunden Moberg und Am Ende nach Worswede zog, dem Heidedörfchen in der Gegend von Bremen, das seitdem eine so große Berühmtheit erlangt hat und einer besonderen, vielgenannten Malerschule den Namen gab. Aber noch charakteristischere Heidebestimmungen als in Worswede und der Lüneburger Heide sind vielleicht im Osten zu finden. Das Motiv auf unserm Bilde ist aus dem Osten geholt, es könnte von der Tuchler Heide in Westpreußen herrühren. Die Eintönigkeit der weitgedehnten Sandtreiden, die zum Teil von Heidekraut bedeckt sind, und deren charakteristischer Baum außer der Kiefer die Birke ist, die meist einzeln oder in kleinen Gruppen die Einsamkeit belebt, ist wohl der Heide in allen Landstrichen eigentümlich; aber so einsam wie im Osten ist auch selbst die Heide im weit mehr bevölkerten Westen nicht. Daß wir es mit einem Heidestück aus dem Osten zu tun haben, verrät übrigens auch schon der dort und im benachbarten Rußland übliche Planwagen und das nach russisch-polnisch, an die russische Troika erinnernde Art gezäumte Gespann.

Kapitänleutnant Marshall, einer der erfolgreichsten U-Boot-Kommandeure, gelang es, zwei französische Truppentransport-Dampfer und eine Anzahl anderer Dampfer und Schiffe zu versenken.

Allerlei

Beim Sturmstritt. Feldwebel (zu den Reservisten): Schneller, schneller! Ihr müßt loopen, als ob eure Schwiegermütter hinter euch herkämen!"

Die liebe Unschuld. Ein fünfjähriges Mädchen hatte vom Onkel einen Zehnpfenniger bekommen mit der Weisung, sich Bonbons oder was sie sonst gern habe, dafür zu kaufen. Sie überlegte lange, was sie kaufen sollte, und entschied sich endlich für Schokolade, die sie aus dem nächsten Automaten holen wollte. — Auf dem Wege dorthin begegnete ihr ein zerkloppter Betteljunge, dem man ansah, daß er sich lange nicht satt gegessen hatte. — Dem kleinen Mädchen fiel es schwer aufs Herz, daß sie Schokolade naschen wollte, während der arme Junge nichts zu essen und nichts anzuziehen hatte. Mit einem raschen Entschluß trat sie auf ihn zu, reichte ihm, überzeugt, daß man die halbe Welt dafür kaufen könne, ihren Zehnpfenniger hin mit den großmütigen Worten: „Da, armer Junge, laufe dir dafür einen neuen Anzug und ein ordentliches Mittagessen!" C. D.

Ratsch verstanden. Pfarrer: „Gewiß, Frau Schmidt, es war ein harter Schlag für Sie, daß Sie Ihren guten Mann begraben mußten. Aber gerade Sie sollten sich doch nicht so ganz der Verzweiflung hingeben. Sie wissen ja doch am besten, wo Sie sich Trost holen können.“ — Witwe: „Ja, ja, Herr Pfarrer, das ist alles ganz gut, — aber eine Witwe mit drei Kindern zu heiraten, entschließt ein Mann sich doch nicht so leicht.“ C. D.

Ein entwandener Meuchelmörder. Mit welcher unerreichbaren Raffiniertheit England sich seine willkürigsten Werkzeuge zu gewinnen weiß, dafür ist folgende Geschichte ein klarer Beweis. Zur Zeit der ersten französischen Revolution bezeichneten die Vertreter derselben ganz offenkundig den ihnen mißgünstigen englischen Ministerpräsidenten William Pitt als einen „Feind des menschlichen Geschlechts". Eines Tages wurde Pitt von seinem Schreiber gemeldet, es sei schon verschiedene Male ein Ausländer dagewesen, der ihn, den Minister, zu sprechen wünschte. Doch habe er ihn jedesmal weggeschickt, weil er einen gar zu wenig vertrauensverdienenden Eindruck mache. Jetzt sei er wieder erschienen. Ob er ihn nicht wieder weg-schicken solle. „Geben Sie mir, bitte, aus dem linken oberen Schubfach dort die darin befindlichen Gegenstände", forderte Pitt von ihm. Der Schreiber gehorchte und brachte ihm ein Paar Pistolen und eine Schnupftabakdose, die mit einem Porträt geziert war. Pitt zeigte dem Sekretär das Bild und fragte: „Hat der Besucher hiermit Ähnlichkeit?" — „Er ist es, wie er lebt", gab der Mann ihm zum Bescheid. — „So? Nun, ich erwarte ihn seit mehreren Tagen. Er ist aus Frankreich herübergeschickt worden, mich anzubringen. Lassen Sie ihn nur eintreten." Demgemäß betrat bald darauf der Erwartete das Arbeitszimmer des Ministers und fand ihn ganz allein am Tische sitzend, in der einen Hand die Pistole, in der andern die Dose mit dem Porträt. Kühl und ruhig redet der Minister den Eintretenden an: „Herr Mahon de la Touche, Sie sehen, ich bin in jeder Hinsicht auf Ihren Empfang vorbereitet — dank meinem Agenten, den unsere Regierung angestellt hat. Versuchen Sie es, mir das Leben zu nehmen, so bezahlen Sie es sofort mit dem Ihren. Im geringsten Falle würde ich Sie verhaften und gesetzlich aburteilen lassen." Der ertappte Meuchelmörder war dergleichen benommen von diesem unvorhergesehenen Empfang, daß er weder ein Glied rührte noch ein Wort zu äußern imstande war. Pitt fuhr fort: „Es gibt aber auch noch einen andern Ausweg für

Sie; wenn Sie sich dafür entscheiden, so wartet Ihre Macht, Einfluß und Reichtum. Widmen Sie Ihre geheimen Dienste dem britischen Reiche. Dadurch ersparen Sie sich einen gewaltigen Tod und sichern sich einen hohen Sold." Der Mensch, dessen Strupellofigkeit dem Premierminister so verlockend erschien, zeigte sich diesen Versprechungen zugänglich. Ohne Zögern und Überlegen griff er zu und hat dem ebenso strupellosen England viele Jahre lang „dankenswerte" Dienste geleistet, die freilich nur in Geheimregistern gebucht werden konnten — und vielleicht da laum! C. D.

Gemeinnütziges

Solaninvergiftung. In der Zeit, wo es „neue" Kartoffeln gibt, kommt es nicht selten zu Erkrankungen, die als Brechdurchfall angesehen werden. Sie werden hervorgerufen durch Solaninvergiftung. Solanin ist ein Gift, das namentlich in unreifen Kartoffeln in großer Menge vorhanden ist. Als unreif sind die Kartoffeln so lange zu betrachten, als ihr Kraut noch grün ist. Auch in alten Kartoffeln kann sich der Giftstoff reichlich entwickeln, wenn sie der frischen Luft ausgesetzt sind und schon sehr keimen. Die Vergiftung äußert sich gewöhnlich erst nach mehreren Stunden. Es treten dann Magenbeschwerden auf, die schließlich zum Erbrechen führen, wozu sich noch Durchfall gesellt. Die Herzstätigkeit ist dabei sehr gesteigert. Das Erbrechen wiederholt sich nicht selten bis zum Abbrechen; auch der Durchfall ist anhaltend. Den Erkrankten befällt eine große Schwäche, die sich bald derart steigert, daß er kein Bein rühren kann. Wird ihm keine Hilfe, so kann es vorkommen, daß er zugrunde geht. Vor allen Dingen ist es notwendig, daß der Magen wieder in Ordnung kommt. Leibpackung mit aufgelegter Wärmflasche ist zu diesem Zweck zu empfehlen. Daneben leistet Heidelbeer-saft gute Dienste. Viele, die schon öfter von dieser Krankheit heimgeschickt wurden, behaupten auch, daß Rum oder Kognak zur Bekämpfung derselben mit Erfolg angewendet werden könne. Vor Genuß derartiger Mittel muß natürlich gewarnt werden, um so mehr, als durch Alkohol die schon an und für sich gesteigerte Herzstätigkeit noch erhöht wird. Erscheint der Zustand bedenklich, so sollte man überhaupt nicht veräumen, den Arzt rufen zu lassen. Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß sich die Solaninvergiftung auch oft vermeiden läßt. Niemals sollten neue Kartoffeln zu früh und in großer Menge genossen werden. Der Salzgenuß ist dabei dienlich, und es ist zweckmäßig, die Kartoffeln gleich reichlich mit Salz zu kochen. Alte Kartoffeln sollten überhaupt nicht mehr gegessen werden, wenn sie sehr keimen, schlecht aussehen, schlecht riechen und nicht mehr gut schmecken. D. H.

Fliegenstich läßt sich von Holzmöbeln am leichtesten mit Petroleum entfernen. Man durchtränkt damit einen Wollappen und reibt die betreffende Stelle, bis sie sauber ist. Die Politur leidet hierdurch nicht.



Neugierig.
„Mama, ich will nur sehen, wie der Herr Kanzleivorstand, der heute zu uns zu Tisch kommt, ausschaut.“
„Wieso denn?"
„Ja, Papa sagte doch vorher, der Herr Kanzleivorstand hat diese Woche schon drei Malen bekommen!"

Logogriph.
Mit S gehört's ins Reich der Dichtung, Von E. Herber, St. Maria. (D. Schachtig.)
Mit P macht's dienende Berichtigung.
Daß du dafür ein T gegeben,
Rüh' gut sie aus in deinem Leben.
Julius Fald.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlösungen:
Nr. 185.
1) Df2—g1 Dc2xc3 1) ... d6xc5
2) Dg1—c5+u.w. 2) Te7xc7+u.w.
1) ... Th1—g1 1) ... Sd8xc7
2) Sc5xc4u.w. 2) Sc6—e7+u.w.
Nr. 186. Db7—g7 u.w.

Nichtige Lösungen:
Nr. 174. Von G. Hinderer in Unter-
prödingen. — Nr. 175. Von G. Bie in
Schramberg. G. Hinderer in Unter-
prödingen. — Nr. 176. Von G. R. in F.
Rektor M. Schufeldt in Worringen. —
Nr. 177. Von G. R. in F. Lehrer J.
Schäfer in Offen-Rellingh. — Nr. 178.
Von G. R. in F. Nr. 181. Von M.
Künke in Hochemmerich. — Nr. 182.
Von Joh. Alster in Bremen. Schüler
H. Schmidt aus Bergedorf.

Problem Nr. 187.
Schwarz.

Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Anagramms: Nabe, Dame. — Des Kettenrätsels: Senegal, Gollen, Englan, Andorra, Kagusa, Samoa, Marich, Nichtenberg, Bergzege, Genus, Amelie.
~~~~~ Alle Rechte vorbehalten. ~~~~~  
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und heraus-  
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.